

Zwei kleine Stücke

Autor(en): **Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herr, gib auch mir . . .

Herr, gib auch mir die allersehnte,
Die Ruhe in der Zeiten Flucht!
Mein Herz, das sich geruhig währte,
Es leidet unter schwerer Sucht.

Es klammert sich an jede Stunde
Und hungert nach dem Lebensbrot,
Nach einer hohen, letzten Kunde,
Von einem sel'gen Abendrot.

Reck deine Hand, die schöpferreiche,
Dass dürrer Tod dem Leben weiche,
Dass neue Sonne auferglänzt,
Von frischer Hoffnung überlenzt.

Zwei kleine Stücke

Von C. F. Ramuz. Deutsch von Rudolf Weckerle

I.

Ein trüber Himmel . . .

Ein trüber Herbsthimmel mit schweren, grauen Wolken hing über dem Land. Von der Höhe des Berges senkte sich eine dichte Nebeldecke; o Trost, daß man weiß: über ihr leuchtet die Sonne, aber unter ihr, da dunkeln die traurigen Stunden; und die Bürde des Lebens wiegt schwerer denn je.

Sie ist eingetreten, sie hat zu ihrem Mann gesagt:

„Ich glaube, daß die Stunde nahe ist.“

Er war eben auch heimgekommen; er blieb in der Nähe, er hatte sich zu ihr gekehrt, die auf der Türschwelle stand, man konnte ihr Gesicht kaum erkennen, man sah nur den Umriß ihres schweren Körpers; er hat gesagt:

„Soll ich Phémie holen?“

Sie hat gesagt:

„Ja, gehe sie holen.“

Er war zu Phémie gegangen; und am Abend ist Phémie gekommen.

Die Nebeldecke hatte sich gesenkt. Sie hing zwischen den Häusern wie ein dichtes Tuch mit schweren Falten, ein matter Lichtschein war in sie verwoben und gab dem Nebel einen schwachen, gelblichen Schimmer; aber bald war der Tag vollends gestorben, kein Licht und keine Farbe mehr, nur Nacht am Himmel stand, eine Nacht ohne Sterne und ohne Mond; eine Nacht ohne nur ein Fünkeln Licht; eine Nacht wie eine Mauer.

Dann hat man die Türe geschlossen. Sie hat sich ins Bett gelegt. Und Phémie ist gekommen, um sich neben sie zu setzen. Vom Kirchturm tropfen träge die Stunden in die Stille. Und dann hat es ein Uhr geschlagen. Da bist du zur Welt gekommen; deine Augen haben sich geöffnet, die einzigen Sterne in dieser Dunkelheit; — es sind

schwarze Augen, weil es Nacht ist, aber sie leuchten trotzdem, eine Helligkeit ist in ihnen, es sind Augen, in welchen ein ganz kleines Feuer brennt und wärmt, oh, ihr schimmernden Augen, ihr Lichter des Lebens!

Und Phémie hatte dir einen leichten Klaps gegeben, du bist zur Welt gekommen und hast geschrien und geweint, aber uns allen widerfährt das gleiche Schicksal, denn zuerst sind die Tränen, und das Lachen kommt später. Und deine Mutter lag dort im Bett, mit bleichem Gesicht; nach einer Weile hat sie gefragt:

„Ist es ein Knabe?“

Phémie hat gesagt:

„Nein, es ist ein Mädchen.“

Vielleicht hatte deine Mutter Schmerzen, aber sie war tapfer. Ein großes, fast verwirrendes Glück erfüllte sie; oh, dieses neue Leben, geboren aus ihrem Leben, — so wie der Baum die Frucht trägt, so wie der Ast sich verzweigt und aus einem zwei werden, so wie der Funke im Stein.

In dem niedern Zimmer brannte ein armseliges Öllicht. Die Wände waren aus Holz, der zinnerne Weihwasserkessel hing an der Mauer und das Kreuz mit dem Buchsbaumzweig; da waren die braunen Balken, die vier kleinen Fenster, eines nah neben dem andern, und die so schmal und eng sind, daß beim Hinausschauen nur der Kopf darin Platz hat (im Sommer stellt man Geraniestöcke auf die Simsse) — ja, da war das niedere Zimmer, und du, du bist darin geboren.

Du, neuer Erdenbürger, und sonst niemand als du. Du, das du zuerst geschrien und geweint hast. Du hast diesen Schrei getan, der ein starkes Lebenszeichen ist. Und der gelb und blau gemalte Heiland hat dich aus seinem Bildrahmen angeschaut; und neben ihm ist die Heilige Jungfrau

mit dem Kind im Arm; und sie weiß um alles, auch sie ist Mutter, und schau, auch das Jesuskind hat dir gelächelt.

Und dennoch, von diesem Augenblick an war dir ein herbes Schicksal bestimmt; es hatte zu deinen Händen gesagt: Ihr werdet Schwielen tragen und nie weiß und zart sein. Und gleich von Anfang an steht über deinem Leben, so wie über jenem aller Armen und Bedürftigen, das Gesetz der Arbeit. Du mußt die Ziege weiden, die Kuh will gemolken sein, das Maultier verlangt seine Pflege. Unablässig geht das Leben seinen Gang, und gleich vom ersten Tage an hat es dich in seine starken Arme genommen.

II.

Auch dir werden die Glocken läuten . . .

Doch auch dir werden die Glocken läuten, kleine Freundin.

Und wenn der Tag gekommen, der seit Anbeginn bestimmt ist, auch für dich, dann steigen sie in den Glockenturm, dort wo die Stränge hängen und die Uhr die Stunden zählt, dorthin, von wo man weit über die Felder und Wälder sieht bis zu den hohen Felsen im rosigen Licht; und die Leute da unten werden sich fragen: „Wer ist gestorben?“

Du wirst auf deinem Lager liegen, starr und tot. Sie haben dir die Augen geschlossen. Über ihnen ruhen die Lider mit langen Wimpern. Sie haben deinen Körper (wie leicht und hager er nun ist) in das Sterbehemd gekleidet. Eine Kerze ist angezündet, daneben sind Kreuzifix und Weihwasserfessel. Die Glocken läuten. Wie alle Dinge hienieden zerbrechlich und vergänglich sind.

Und wann wird dieser Tag kommen, weißt du es? Aber er wird kommen, kleine Freundin. Und der Sarg, weißt du, ob er blau oder schwarz sein wird, blau mit dem weißen Kreuz, wie für die Mädchen, oder ganz dunkel, aus geschwärztem Tannenholz, wie für die verheirateten Frauen?

Ja, sie werden dich hineinbetten. Sie werden ihn auf ihre Schultern heben, sie tragen ihn durch die Straße, vorbei am Brunnen, den steilen Weg hinan zum Dorfplatz . . . Und du, du Freude meines Herzens, liegst dort, unter dem schweren, zugenagelten Deckel, mit groben Nägeln festgenagelt an die dicken vernagelten Bretter, darum haben sie so schwer zu tragen. Und sie denken: Wie

leicht war sie ehemals die Pfade hinangestiegen zum Berg! Ihr langes Kleid flatterte im Wind. Sie schritt mit dem Wind, sie lachte in den Wind, und, sich plötzlich mutwillig wendend, schickte sie einen Jauchzer zu Tal. Wie waren ihre Zähne so weiß und ihre Wangen sonnverbrannt!

Unter der schwarzen Tragbahre mit dem silberbestickten Totentuch wird es nicht leicht sein zu gehen, zu viert. Sie treten durch die kleine Pforte, und während der Mesner das Rauchfaß schwingt, werden sie für einen Augenblick den Sarg von ihren Schultern nehmen.

Und du, du wirst nie, nie mehr an deinem Platze in der Kirche sein, in der fünften Bank vom Chor aus, bei den Mädchen und Frauen; nie mehr werde ich dich dort knien sehen, den Kopf unter deinem blauen Hut, fromm geneigt, obwohl noch viele Sonntage kommen werden, die düstern Sonntage nach den Sonntagen, da du noch wandertest im Licht, die leeren, toten Jahre nach deinen Lebensjahren. Und doch, der Altar wird wieder mit neuen Blumen geschmückt, und am Herrgottstag der Baldachin errichtet sein.

Und eine andere, mir fremd, wird kommen und an deinem Platze beten, mit den gleichen Gebärden wie du, ergeben und fromm, sie wird dasselbe Kleid tragen, aber das Herz, dieses kleine Herz, das darunter schlägt, wird es das gleiche sein?

Sie werden dich von neuem auf ihre Schultern heben und dich hinaus auf den Gottesacker tragen, der in der Sonne liegt. Die Gittertüre steht für dich offen, das Grab für dich ist gegraben. Langsam werden sie dich hinuntersinken lassen. So, wie man dich einst in der Wiege schlafen gelegt hat, werden sie dich ins Grab legen, die Füße zuerst und dann dein Haupt, dein liebes Haupt. Und schon kollern die Erdschollen dumpf auf den Sarg.

Doch die Glocken, sie läuten auch dir.

Und du ruhst bei den Blumen, die du geliebt hast, zwischen Lilien und roten Nelken, die du so gerne gepflückt und zu Sträußlein gebunden. Du liegst unter einem Steinkreuz, zwischen anderen Kreuzen aus Holz; du schläfst neben deinem kleinen Bruder, unter deiner Heimat Sonne, im Schatten deiner Dorfkirche, aus deren Turm dir die Glocken geläutet haben . . .

Kleine Freundin, auch dir werden die Glocken läuten. Ach, für mich läuten sie noch nicht.

Sonnenblumen

Wer diesen Herbst nach Grillikon auf Besuch kommt, den führe ich an den Föhrenrain und zeige ihm da Peter Severins Sonnenblumen. Zwar gibt es auch an andern Orten unserer Gemeinde Sonnenblumen, sie wachsen in den Gärten, säumen oft auch einen Acker, und ihr goldenes Leuchten ist immer schön und bestaunenswert. Aber Peter Severins Sonnenblumen sind die schönsten. Ihre Schönheit liegt weniger in besonders hohem Wuchs oder einer außergewöhnlichen Fülle des Blühens als in den besonderen Umständen ihres Daseins. Diese Besonderheit zeigt sich jedem Betrachter auf den ersten Blick darin, daß die Blumen nicht am Rande des Ackers stehen, sondern verstreut inmitten des Stoppelfeldes. Wer sie das erstemal sieht, schüttelt verwundert den Kopf und sagt etwa: „Welch eine Schrulle, daß Severin diese Blumen hat stehen lassen! Will er wohl prahlen damit, daß auf seinem Jatacker wenigstens noch dies einzig Anständige gewachsen ist, diese paar Sonnenblumen?“ Hört Peter Severin solche Reden, so lächelt er und entschuldigt sich, indem er sagt: „Der Föhrenrain ist jetzt das letztemal Ackerland gewesen, da wollte ich ihm die Freude nicht verderben.“

Ja, das muß jedermann zugeben, der Föhrenrain hat diese Auszeichnung verdient. Solange man weiß, ist hier Ackerland gewesen. In gesetzmäßiger Folge, ab und zu unterbrochen durch Kleeansaat, baute hier Peter Severin schon vor dem Kriege Sommer-, Winter- und Hackfrucht. Lange Jahre trug das Feld reiche Ernte, und das Arbeiten auf diesem Streifen Land war um so schöner, als es in ganz Grillikon keine aussichtsreichere Höhe gibt als eben den Föhrenrain. Trotz guter Pflege ist aber der Acker müde geworden; drei Jahre hintereinander ist er verunkrautet gewesen wie kein zweites Feld in der Gegend, so daß nichts anderes übrig blieb, als das Feld auf Wiesbau umzustellen.

Doch schien es dem Bauern besonders nahe zu gehen, daß er gerade diesen Acker umstellen mußte; wenigstens schloß ich dies aus der Sorgfalt, mit der Severin ihn im vergangenen Frühjahr das letztemal bestellte. Trotzdem es ihm weder an Maschinen noch am Zug fehlte, er besitzt

nebst zwei Pferden auch einen Traktor, streute er die Saat von Hand aus. Das mußte man gesehen haben, wie würdevoll und gedankenschwer der Bauer über das sauber geeggte Feld schritt und mit sicherem Schwunge die Körner ausstreute, während das jüngste Knechtlein, Andreas, vorausstapfte und die Grenze des zuerst übersäten Streifens zeigte. Ja, Peter Severin hat dies letztemal den Acker mit der genau gleichen Sorgfalt betreut wie in den früheren Jahren, nach der Gerste, Klee- und Grassamen ausgestreut und nochmals auf eine gute Ernte gehofft. Aber auch diesmal wurde es ein Unkrautacker. Senf, Labkraut, Disteln und Dost wucherten in Fülle, und ein Blühen war den ganzen Sommer über, daß man seine helle Freude hätte haben können, wenn es eben nicht ein Gerstenacker gewesen wäre. Vor einem Jahre hat der Sonnweiler Sepp im Lee einen ähnlichen Acker gehabt und ihn entsprechend behandelt. Schon im Juli mähte er das Unkraut samt dem spärlichen Roggen nieder, dörrte es, schichtete es zu Haufen und verbrannte alles. Man riet Peter Severin, ein gleiches zu tun. Er aber wollte nicht und schien auch diesen Sommer noch seine Besonderheit mit dem Felde zu haben und sich auf die Ernte zu freuen. Ab und zu sah man ihn dem Acker entlang schreiten, als würde er inmitten dieses Unkrautsegens ein besonderes Wunder erwarten. Selbst als Wind und Wetter das Feld niederwalzte und es so verwirbelten, daß zum vorneherein das Mähen wenig verlockend schien und der Körnerertrag weit unter Mittel liegen mußte, gab er sich nicht geschlagen.

Und endlich, als bald schon die Erntezeit anrückte, entdeckte ich, worauf Peter Severin eigentlich wartete. Eines Tages sah man aus den niedern und meist an den Boden geduckten Halmen breitblättrige Pflanzen sich recken. Lose verstreut im ganzen Felde, hoben Sonnenblumen mutig ihre kräftigen Stengel aus dem Wirrwarr, so weit im ganzen Felde verstreut, daß nicht Vögel die Samen hingetragen haben konnten, sondern Peter Severin, auch wenn er es nicht zugeben wollte, sie im Frühjahr gesät zu haben. Dann kam die Ernte. Als alle andern Felder schon

gemäht waren, kam auch der Föhrenrain an die Reihe. Mit der Mähmaschine konnte auf diesem Acker nichts ausgerichtet werden, schon der Wirbel und Lagerfrucht, vor allem aber der Sonnenblumen wegen nicht. Die Knechte freuten sich keineswegs auf das Arbeiten in diesem Unkrautacker, und manch ein heimlicher Fluch entwischte ihnen, als der Meister befahl, beim Mähen nicht nur auf die Ähren, sondern auch auf die Sonnenblumen acht zu geben und sie alle stehen zu lassen. Ja, statt im allgemeinen Ärger über die mißratene Saat alles wegzuschneiden, mähte Peter Severin sorgfältig um jede einzelnen Sonnenblume herum und befahl den Knechten die gleiche Sorgfalt.

So kam es, daß nach der Ernte auf diesem Stoppelacker regellos verstreut, als wären sie zufällig gewachsen, Sonnenblumen aufragten, wachsen und blühen durften und nun wie ein Märchen auf der Höhe des Föhrenrains in den Herbst hineinleuchten und weit ins Tal hinabgrüßen. Und das, lieber Leser, das dünkt mich nicht bloß ein Zeichen der Dankbarkeit, wie es der Bauer Severin seinem Acker bezeugen wollte, sondern inmitten moderner Heze und inmitten bäuerlicher Arbeitsüberlastung ein wirkliches Märchen zu sein. Und darum zeige ich meinen Gästen diese Sonnenblumen, und alle verstehen es, wenn ich behaupte, daß sie zurzeit die wertvollste Sehenswürdigkeit des Dorfes bilden.

hl

Johannes Vinzent Fenner

HERBST

Wie eine Mahnung ist der Herbst gekommen . . .
 Die Blätter zittern müd an Strauch und Baum.
 Der roten Rosen Glut ist nun verglommen,
 Und ausgeträumt ist mancher Liebestraum.
 Viel Sommerglück versinkt nun still im Schmerz.
 Wie lang verklungen schon des Frühlings Lieder.
 Die bunten Blätter taumeln sachte nieder,
 Und Traurigkeit beschleicht das zage Herz.
 Von hohen Hängen wogt ein Farbenmeer,
 Das wie ein Kriegsfanal den Tag durchglutet

Und abends sanft im Dämmerchein verblutet,
 Und rasch verweht, wie ein geschlagnes Heer.
 Und Vögel schwirren hoch in steilem Flug,
 Die winterbange eilig südwärts ziehen.
 Wer Fernweh hat, möchte mit ihnen fliehen:
 Dorthin, wo uns schon lang die Sehnsucht trug.
 Ein wenig Sonne noch, ein warmes Licht,
 Mögen die Tage des Advents gewähren:
 Scheidend das Jahr noch einmal sich verklären,
 Ehe der Parzen Schicksalsfaden bricht . . .

Allweibersommer

Farbenprächtigt dehnen um diese Jahreszeit sich die Wälder über Tal und Hügel, während, schneebedeckt schon, die fernen Rämme des Hochgebirges am Horizonte sich erheben und uns künden, daß dort oben der Winter bereits seinen Einzug gehalten hat. Aber noch gibt es willkommene Tage, an denen das Tiefland sich herbstlicher Wärme erfreut, wenn auch der Fuß des Wanderers im raschelnden Laube versinkt und jegliches Leben zu winterlicher Ruhe sich bereitet.

Und jedes Jahr um diese Zeit erleben wir auch die zarte Erscheinung des „Allweibersommers“: weiße Fäden ranken sich von Zweig zu Zweig, schwingen sich als zartes Gewebe von Halm zu Halm, hängen als wunderfeines Gespinnst sich an das Astwerk oder schwanken, silbern glänzend, vom Winde leise bewegt, in den Lüften.

Um es gleich vorweg zu sagen: die Erzeugerinnen dieser saganumwobenen Fäden sind junge Spinnen, welche um diese Jahreszeit ihre Le-